

## **Vilem Jirman aus Hussinetz, unser Beschützer**

von Hans-Dieter Langer, Niederwiesa

Anmerkung für den Leser: Dies ist ein Leseauszug aus einem in Arbeit befindlichen Buch über das schlesische Hussinetz, dem Geburtsort des Autors Hans-Dieter Langer, der mit seiner Frau Ellentraud eine neue Heimat im Haus Ellen zu Niederwiesa/Freistaat Sachsen gefunden hat. Er fragt sich jetzt allerdings mit dieser historischen Dokumentation, die zugleich unterhalten soll, woher er eigentlich wirklich kommt, wer seine Ahnen waren und warum das Dorf Husinec-Hussinetz-Friedrichstein-Gesinie eine so bewegte, eine wahrhaft europäische Geschichte aufzuweisen hat.

Der nachstehende Abschnitt ist nicht abschließend bearbeitet. Auch fehlen noch die bibliographischen Angaben, und es sind weitere geplante Bilder nicht eingefügt.

Ihr Wohnhaus, Bild 1, baute sich die Familie Jirman in den Jahren 1937/38 direkt bei uns gegenüber an der Kauba-Reihe, Nr. 251, siehe Lageplan-Entwurf in Bild 2, und wurde so unser Nachbar.



Bild 1: Das Einfamilienhaus mit Nebengebäuden (erbaut von der Familie Jirman 1937/38), aufgenommen im Jahr 2012 mit Blick von den Wiesen, befindet sich in einem guten, sanierten Zustand. (Der Pfeil zeigt auf ein Fenster des im Hintergrund auf einer Anhöhe befindlichen Nachbarhauses, ehemals Familie Fleger/Langer.)

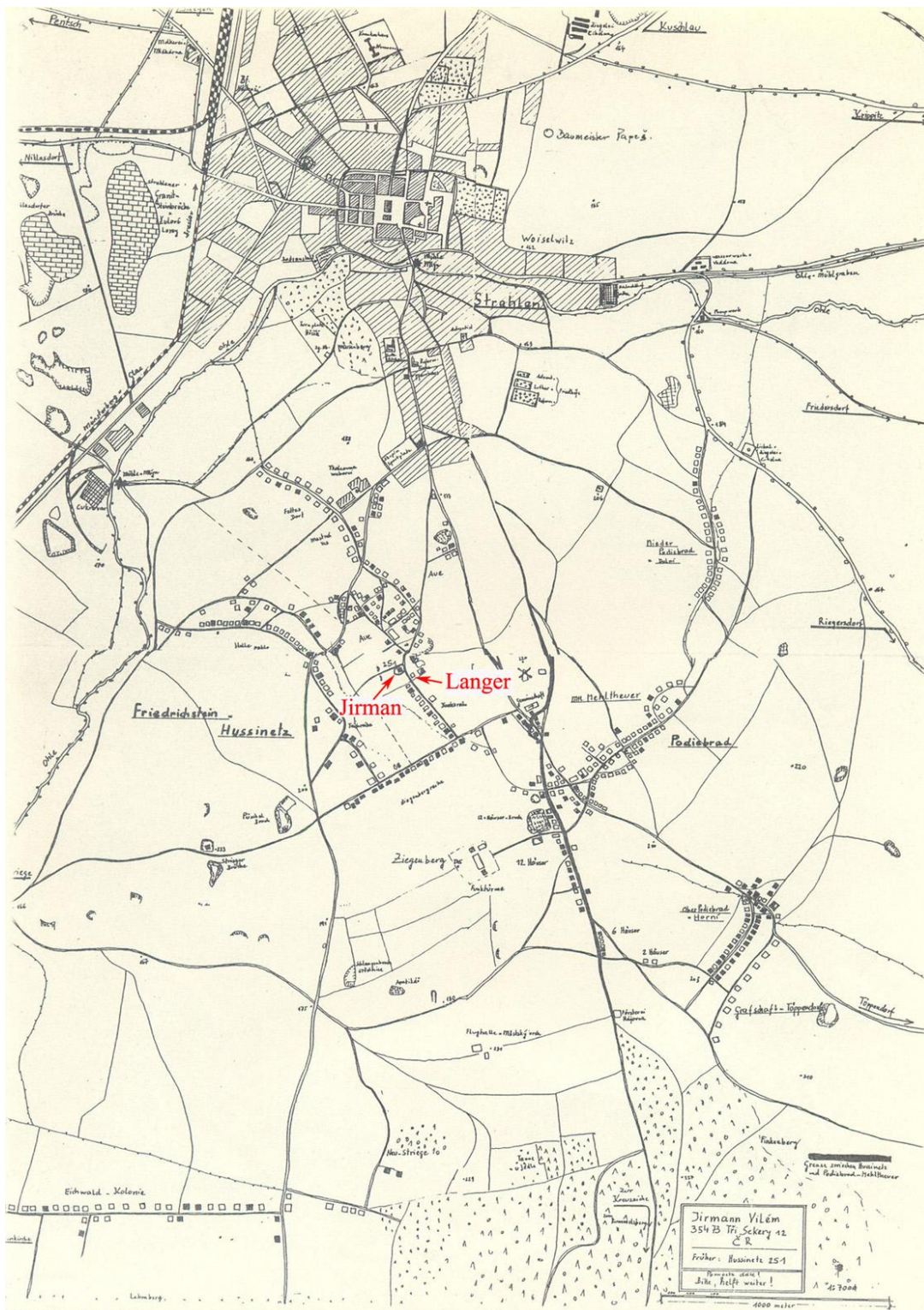


Bild 2: Diesen ersten Lageplan der Hussinetzer Häuser - schwarz ausgemalt sind die, deren Eigentümer 1945 freiwillig in die „Tschechei“ emigrierten - stellte Vilem Jirman aus der Erinnerung auf. Er benutzte dazu alte deutsche Landkarten, so dass die Grundstruktur relativ maßstabsgerecht ist. Dabei erkannte er eigene Unvollkommenheiten und bat in tschechischer und deutscher Sprache um Hilfe für Ergänzungen und Korrekturen: „Pomoste dale!“/“Bitte, helfe weiter!“, sie unten rechts. Auf diese Weise entstand später ein fast vervollständigter Lageplan mit Häuser-Nummerierung gemäß Adressbuch von 1935, siehe auch unten.

Der Vater der Familie hatte ein gutes Einkommen, denn er war Zimmermann, ein Beruf, der vor dem Krieg in Strehlen und Umgebung boomte. Auch war die Familie, die zuvor in der Ziegenberg-Reihe wohnte, nach der Fertigstellung der Behausung mit Recht stolz auf ihr Werk, denn man hatte es mit sehr viel Eigenleistung vollendet. Der größere Wohnraum wurde ja auch gebraucht, denn es hatten sich im Laufe der Zeit fünf gesunde Kinder, vier Jungen und ein Mädchen, eingestellt, Bild 3. Obgleich - oder besser weil - der älteste von ihnen, Vilem Jirman, 12 Jahre vor mir geboren wurde, hat er sich ganz besonders in mein Leben gemischt, aber nicht etwa als Spielgefährte.



Bild 3: Marie Marta Jirman (1906-1980), geb. Cyra, und ihre fünf Kinder: Von links Konrad, Frieda, Manfred, Gerhard, Vilem.

Genau genommen hat er als damals etwa 16jähriger (!) nacheinander unsere Familie beschützt, als uns mein Vater fehlte, dann unser ganzes Haus vor dem Untergang bewahrt und schließlich auch noch mein Leben gerettet. Jirman´s hatten dann allerdings das Pech, dass sogleich nach dem Krieg die vertriebene polnische Familie des Albin Rogalsky, immerhin auch mit zwei Kindern und

sonst allerdings nichts im „Gepäck“, ihr schönes neues Anwesen für sich entdeckte. Da war auf Dauer kein Platz für beide Familien, und so mag die Entscheidung der Jirmans wohl schweren Herzens, doch eindeutig zu Gunsten der sogenannten „*Reemigration*“ (in Wirklichkeit eine freiwillige Umsiedlung (!), siehe auch „Aus den Erinnerungen von Vilem Jirman“ (pdf) in [www.drhdl.de](http://www.drhdl.de)) in die „*Tschechei*“ - das „Land der Väter“ nach Edita Sterik - gefallen sein, die dann im November 1945 stattgefunden hat. Mein „Beschützer“, Vilem Jirman, entfaltet sich dort in Tri Sekery - siehe Bild 4 - zu einer einflussreichen Person und erwarb sich große Verdienste, insbesondere auch was den Hussinetzer Erinnerungstourismus und die Bewahrung von kulturellen Elementen der Hussinetzer Gemeinschaft betrifft. Seinem jüngsten Bruder, Konrad Jirman, verdanke ich die wertvollen Familienfotos.



Bild 4: Vilem Jirman mit seiner Frau Erna, geb. Bernhardt, vor ihrem Haus in Tri Sekery/Tschechien

Vilem Jirman, den ich viele Jahre später einmal allein und einmal mit meiner Frau in seiner neuen Heimat Tri Sekery besuchte, bei Marienbad im schönen Egerland der Sudetendeutschen gelegen, hat mit unserer Familie, insbesondere mit meinem älteren Bruder, eine langjährige Korrespondenz betrieben - in die ich einsehen durfte - und man hat sich ebenfalls gegenseitig besucht. So habe auch ich diesen umtriebigen ehemaligen Hussinetzer niemals aus den Augen verloren und bis zu seinem Tode im Jahr 2005 auch von seinen Erinnerungen profitiert. Ich versuchte jetzt, auch in seinem Sinne zu handeln, indem ich u.a. die Reihe der Kulturtagungen Hussinetz/Strehlen ins Leben gerufen habe. Wie gesagt, Vilem Jirman hat sich im Mannesalter als menschenfreundlich, weltoffen und zutiefst mit der Parochie Hussinetz in Schlesien und seiner Geschichte verbunden entpuppt.

Aus Glaubenssicht war Vilem im Innersten ein echter Nachfolger der in hussitischer Tradition religiös geprägten Hussinetzer Gemeinschaft und zudem zeitlebens eine tragende Säule der Kirchengemeinde von Tri Sekery - wo er unter anderem langjährig im Erbe seines Vaters als Prediger, Leiter des Kirchenchores und anderer Chöre bzw. Musikgruppen wirkte sowie sich selbst als Musiker hervor tat, insbesondere im Gottesdienst auf der Orgel spielte, oder öffentlich wirksam wurde - mit einer Ausstrahlung bis ins polnische Schlesien, nach Bayern und in die tschechische Hauptstadt Prag. So würdigt ihn die tschechische Bürgervereinigung EXULANT mit Sitz in Prag in ihrem ersten Informationsblatt des Jahres 2006 in einem Nachruf als ihren unvergesslichen „*Tschechischen Bruder*“.



Bild 5: Vilem Jirman als Chor- und Orchesterleiter, als Redner und als rastloser Musiker

Wie man in den nächsten Fotos in Bild 6 sieht, haben auch seine Brüder, Gerhard (Gitarre, Gesang), Konrad (Trompete, Gesang) und Manfred (Akkordeon, Klarinette, Saxophon, Waldhorn, Trompete, Gitarre) sowie die Schwester Frieda (Gitarre, Gesang) als Musiker bzw. Sänger ihren entsprechenden Beitrag geleistet, eine musisch überaus begnadete Familie in Hussinetzer Tradition!



Bild 6: Konrad, der jüngste der Jirman's: Auch er trat als Sänger und Musiker auf.

Vilem ist jedenfalls einer von denen, die mit Tat und Schrift alles Mögliche unternommen haben, um die Erinnerung an Hussinetz und die Kultur der Hussinetzer Gemeinschaft vor allem eben auch international zu bewahren. Seine Kontakte - soweit ich sie übersehe - innerhalb der vergangenen Tschechoslowakei, nach Polen, in die Bundesrepublik Deutschland und in die ehemalige DDR waren stets befruchtend und nachhaltig. Besonders wertvoll ist der von ihm rekonstruierte Vorkriegs-Lageplan von Hussinetz und von dessen Nachbardörfern (mit Einwohnerlisten), in dem zudem die Gebäude von ihm schwarz markiert worden sind, aus denen die tschechischen Reemigranten stammen, siehe oben. Der (von mir überarbeitete) Plan, siehe Bild 7, und die Listen wurden zur allgemeinen Nutzung auch in meiner Internet-Seite [www.drhdl.de](http://www.drhdl.de) zugänglich gemacht.

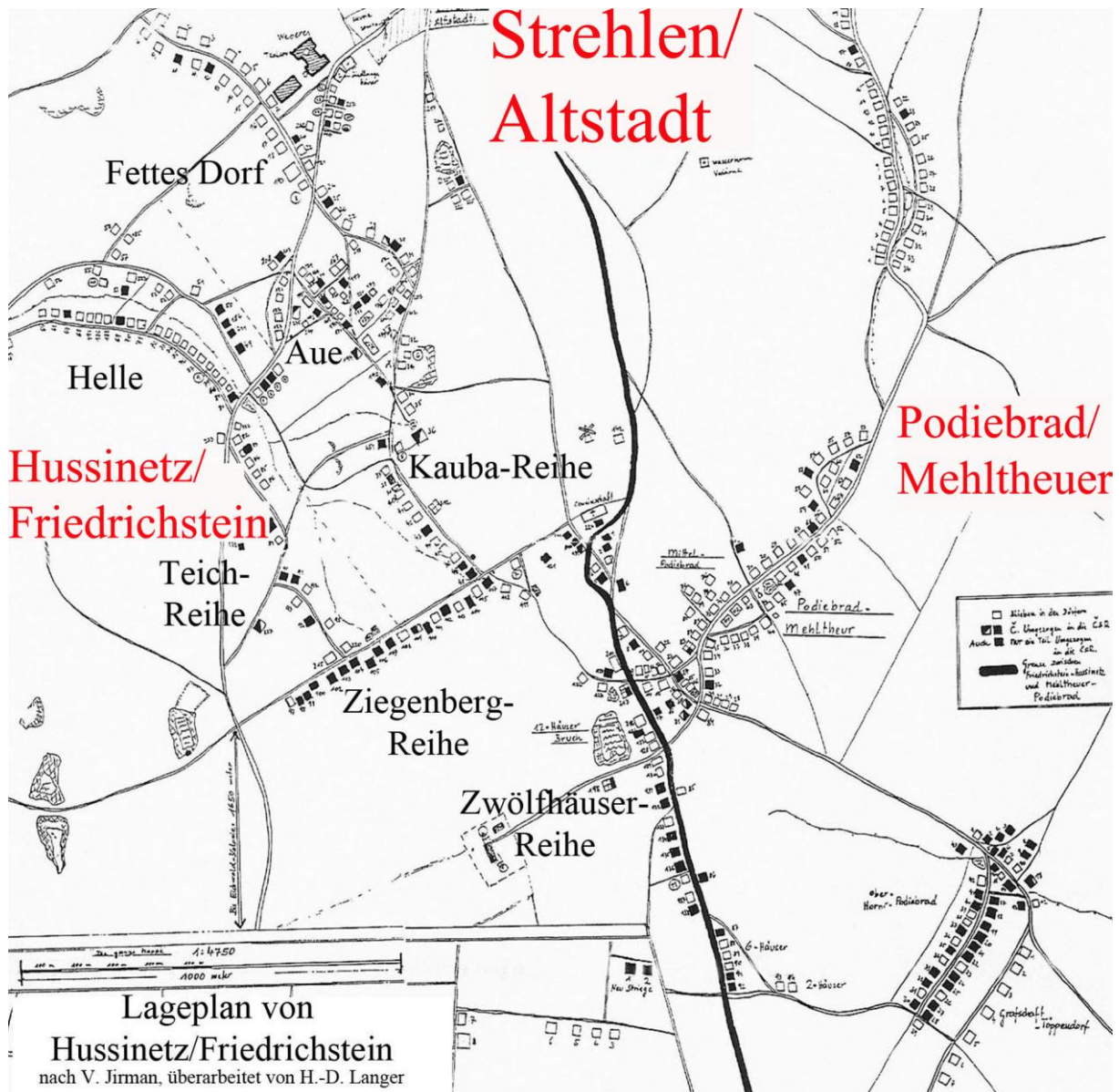


Bild 7: Dies ist ein Ausschnitt - zu Hussinetz und Podiebrad - des (leicht überarbeiteten) Lageplans von V. Jirman in der Endform, siehe auch Bild 2.

Ogleich Tri Sekery ausdrücklich sein „Zuhause“ geworden war, hielt Vilem Jirman stets jenes nachhaltige Band zu seiner alten Heimat aufrecht. Mehrmals hat er Hussinetz-Gesiniec besucht. In seinem letzten Brief vom 8. Dezember 1997 an meinen Bruder kommt die Sehnsucht danach beim Kommentar zu Erzählungen seiner Mitbürger klar zum Ausdruck, die dorthin gerade eine der im Laufe der Zeit auch mit ihm stattgefundenen Busreisen durchführt hatten: „Gerne wäre ich einmal mitgefahren, alles noch mal sehen aber es geht nicht mehr so weit fahren. So gehe ich halt unser Hussinetz in Gedanken durch und

*kann mich noch an vieles Erinnern, wie alles war.“* (Der Brief endet in bezeichnender Weise mit dem Satz: *„Entschuldige mein Deutsch und die vielen Fehler.“* Vilem war wieder Tscheche geworden, doch steckte die in Hussinetz erlernte preußische Exaktheit offenbar noch tief in den „Knochen“.)

Wenn auch nur im Zitat, so möchte ich seinen informativen schriftlichen Bericht (Kurzfassung) über seine Zeit in unserem gemeinsamen Heimatdorf, den ich aus dem Tschechischen übersetzt habe, im Anschluss veröffentlichen. Er bringt ja darin seine damalige Beziehung zu mir bzw. zu *„Frau Frieda Langer mit den zwei Jungen“*, von denen ich einer war, während der Rückkehr ins Dorf nach dem Krieg zunächst selbst vielsagend zum Ausdruck, Zitat aus der Langform seines Berichtes: *„ich musste dann jede Nacht bei Langers schlafen, da Herr Langer irgendwo in Gefangenschaft war und Tante Langer, unsere Nachbarin, Schutz brauchte ...“* Und weiter: Da es *„kein Licht, keine Zeitung noch irgend ein Radio“* gab, sorgte er also bei uns in der Kauba-Reihe, Nr. 5/2 (Nr. 190 gemäß Lageplan von V. Jirman), zudem für abendliche Unterhaltung.

Man könnte dem gegenüber vielleicht meinen, dass Vilem uns in den Stunden der größten Gefahr - nämlich beim lebensgefährlichen Entminen der Felder - allein ließ, denn während wir dies bei Wittwar's nebenan taten, betätigte er sich einschlägig mit allen seinen Angehörigen einen Feldstreifen weiter hinten, nämlich bei Kauba's . Nun, mit einer vergrabenen Mine hat man ohnehin eine absolut spezielle, individuelle Beziehung. Da hat es manchmal eher den Eindruck, dass selbst die Götter versagen. Insofern fällt diese „Entscheidung“ von Vilem Jirman - die ja letztlich eine Angelegenheit seiner Mutter war, um aus nahe liegenden Überlebensgründen eine Beziehung zu einem Bauern herzustellen - keinesfalls in meinem persönlichen Verhältnis zu ihm negativ ins Gewicht. Ansonsten hatte nämlich Vilem, Bild 8, tatsächlich stets ein Auge offen für uns. Dies wurde uns spätestens bewusst als es bei uns brannte.



Bild 8: Vilem Jirman, geb. 12.4.1929 in Hussinetz/Schlesien, gest. 4.5.2005 in Marienbad/Tschechien, unser „Beschützer“, im noch jugendlichen Alter

Unsere Wohnungsnachbarin, eine betagte Polin, hantierte in eigentlich bedenklicher Weise mindestens einmal im Jahr mit offenem Feuer, und zwar sehr zu Hänschens Freude an Weihnachten. Es sind allerdings weniger die zahlreichen brennenden Kerzen, die sich mir eingepägt haben, sondern die famosen, zuckersüßen Baumbehänge ihrer liebevoll, typisch polnisch geschmückten Fichte. Ich konnte es - zu einer Zeit, da wir uns diesen Luxus selbst noch nicht wieder leisten konnten - kaum abwarten, vorgelassen zu werden. Schon bei der ersten Visite durfte ich dann eine der bunten Süßigkeiten (Ringe, Herzen, Brezel an roten Schleifen, die florierende Zuckerfabrik nebenan ließ grüßen) abnehmen und vernaschen. In der Folge besuchte ich die davon offenbar ebenfalls beglückte Nachbarin täglich, bis der Baum dahin gehend geplündert war.

In der Mitte des Zimmers glühte regelmäßig der komplett eiserne Kanonenofen, der einst zu unserem Inventar zählte, und nun seine sonstige Überschusswärme auf polnischer Seite der Hausgemeinschaft über ein langes Rohr zur Esse abführte. Hänschen wurde in den Wintern der Nachkriegsjahre gar oft auch sonst in das überaus warme Zimmer nebenan eingeladen, denn die Polen wurden einigermaßen mit Brennstoffen versorgt. Dieses angenehme Friedensangebot nahm ich natürlich gern an, vor allem dann, wenn unser Kachelofen mal wieder kurz vor dem Verhungern herum stand. Wenn der allerdings Futter bekam, dann wurde es auch im deutschen Hausviertel echt gemütlich, was durch die beheizte Ofenbank geradezu paradiesische Formen annahm. Das bedarf eigentlich unter Kennern keiner Begründung, denn das Wissen darüber ist international. Nicht unerwähnt darf jedoch nach dem Schlesischen Hausbuch der einprägsam zutreffende Sprachvergleich bleiben:

Der Hochdeutsche sagt es nämlich so:

*“Es geht doch über die Ofenbank  
Nichts auf der weiten Welt!”*

Die Oberlausitzer kennen es vielleicht besser:

*“’s giht da über de Ufenbank  
Nischt uf der weiten Walt!”*

Doch im Schlesischen kenne ich es am besten:

*“’s giht doch uber die Ufenbank  
Nischt uf der weiten Welt!”*

Der eigentliche Unterschied ist freilich eher von physikalischer Natur: Der Ofenbank-Mythos lebt bekanntlich von der unmittelbaren Berührung des Möbelstücks mit der Heizquelle, und wohlige Wärmeleitung ist somit am totalen schlesischen Wellnes-Erfolg beim Liegen zwangsläufig mit beteiligt, denn:

*„Dann simuliert ma dies und das  
Und endlich gar nischt mehr.“*

Nicht aber, bitte schön, bei ehernen Kanonenöfen!!!

Frau Nachbarin stand zwar über diesen verbalen Dingen, liebte aber offenbar auch die Wärme. Ätsch, sie hatte aber keine Ofenbank! Eines Tages ging sie mal wieder nach Strzelin. Zuvor wurde die „Kanone“ bis zum Bersten gefüttert und der Inhalt angezündet. Als Zeichen dafür, dass sie bei der Rückkehr die Restwärme zu genießen gedachte, lehnte sie den Korbsessel gleich mal noch an den noch kalten Stahl ... und ging sorglos einkaufen. (Es war also ein eklatanter Fehler, ihr einst das prachtvoll weiße Sessel-Möbel ohne Kampf bis auf's Messer zu überlassen, wie so manches andere Teil in diesem Haus!)

Der Ofen tat indessen seine Arbeit: Holz und Kohle verbrennen, heiß werden, Temperatur annehmen, glühen (!!!) ...

Was blieb dem Korbgeflecht dann nur noch übrig?

Heiß werden,  
versengen,  
verkohlen,  
entzünden!!!

Du lieber Himmel, und das in einem Haus mit alter Holzdecke und Rohrgeflecht

als Putzträger! Wer dies schon einmal erlebt hat, wie schnell sich das den Deckenputz haltende, über einem Ofen seit Jahren völlig ausgetrocknete Schilfrohr, sodann die Bretter und schließlich die Balken entzünden, der weiß, dass dann auch das nachträgliche Schlagen dreier katholischer Kreuze nicht mehr hilft. Ich habe das Szenario viele Jahre später erlebt, und zwar als ich zeitweise in Sachsen bei der Freiwilligen Betriebsfeuerwehr wirkte.

Lange zuvor, in Schlesien, spielte ich Hänschen in unserem Zimmer, ohne die geringste Ahnung, dass es nebenan schon lichterloh brannte. Es gab aber einen Schutzengel, und der hieß Vilem. Er sah die aufschlagenden Flammen doch tatsächlich von der anderen Straßenseite durch sein und der Polin Fenster, und vor allem, er handelte sofort. Ich höre nur noch den fürchterlichen Tumult mit dem er in unser Haus stürzte und „*Feuer!!!*“ schreiend die Nachbarstür mit den Füßen eintrat. Dann sehe ich, entsetzt hinaus geeilt, vom Flur aus den Vilem im Zimmer der Nachbarin wie ein Rumpelstilzchen um den Sessel tanzen, dessen Flammen immer noch - jetzt aber derb beiseite geschoben - bis zur Zimmerdecke loderten, und es fiel die bis ins Abgasrohr glühende Ofenkonstruktion auf. Nach diesem schauderhaften Anblick für Kinder unter 16 Jahren muss ich wohl statt ins Feuer, reichlich Wasser in die Augen geschüttet haben, denn es breitet sich in der Besinnung dichter Nebel aus. Nur ein „Guckloch“ erinnert an das verkohlte, stinkend qualmende Sesselrudiment und an große schwarze Flecken im Deckenputz, die mir mit dem Wissen von heute sagen, dass wir durch Vilem´s beherztes Handeln seinerzeit um ein Haar der endgültigen Obdachlosigkeit entgangen sind.

Der jugendliche Vilem Jirman, unser Beschützer, hatte sich also nicht nur um uns gekümmert, sondern unser ganzes Haus vor dem Flammentod bewahrt. Angesichts solcher Taten glaubt man nicht an die Möglichkeit einer Steigerung der Schutzfunktion. So verstrich die kurze Zeit im Jahr 1945, die Vilem noch

unter uns weilte. Schon war die Rede von der kommenden „Rettungsaktion“, die die Hussinetzer Nachkommen der böhmischen Exulanten, wozu sich seine Familie mit über 650 Dorfbewohnern bekannte, zurück bringen sollte ins „Land der Väter“. Doch wollte Hänschen offenbar noch einmal mit einem Paukenschlag auf sich aufmerksam machen und Vilem´s Kapazitäten bis zum Äußersten testen.

Ich suchte mir dazu als Motiv einen der charakteristischen Schätze aus, die man in sehr alten Zeiten - wohl mit der Wünschelrute des Rübezahl - tatsächlich in der schlesischen Erde fand: Gold, siehe Bild 9!



Bild 9: Schlesische Bergbauszene mit dem Rübezahl (mit der Wünschelrute),  
Holzschnitt von Lindner, 1580

Immerhin, meine Mutter trug all die Jahre in Schlesien stets voller Stolz sowie in den späten Kriegs- und frühen Nachkriegsjahren mit Hoffnung ihren Ehering. Auch gehörten ja zu ihr beim Ausgehen jene zu hübschen Ornamenten geformten güldenen Ohrringe, ein Geschenk ihres Alfred, dessen unbekanntes Krieger-Schicksal verständlicherweise ihre Gedanken ebenso ständig überschattete, wie das Gold des Ohrschmuckes aus lauter Nervosität zwischen

ihren reibenden Fingern zerrann. Die Schmuckstücke wurden nämlich leider von ihr beim Kaffeepausch und bei ähnlichen Gelegenheiten ständig gerubbelt, so dass sich ein sichtlicher Goldverbrauch abzeichnete, indem die Teile ständig kleiner, glatter und stellenweise sogar löchrig wurden. Trotzdem hatte es einst eine Zigeunerin darauf abgesehen. Sie hielt irgendwo auf dem Markt in Strehlen meine Mama an und zischelte, sie wüsste wo ihr Bruder und dessen Sohn seien, man müsse ihr nur die Ohrringe übereignen. Auf dieses Angebot des Teufels reagierte meine evangelisch-reformiert geprägte Mutter augenblicklich mit Panik ... und lief davon, um dann ein Leben lang dem Fakt nachzutruern, dass sie den Deal nicht mitgemacht habe. Dazu muss man wissen, dass mein Onkel Albert mit einem seiner Zwillingssöhne von den Russen kurz nach Kriegsende abgeführt worden und seitdem verschollen ist. Ohne gleich auch noch dem Aberglauben zu verfallen, könnte man sich freilich Mamas schlechten Gewissen aus völlig anderer Sicht anschließen: Die Ohrringe waren bis 1950 (Wiedersehen mit Papa in Sachsen) fast, aber eben nur fast weggerubbelt. Vielleicht also doch nicht schade um das Gold?

Zwischendurch wollte ich nämlich diesen Goldverbrauch - wohl wegen des diesbezüglich schlechten Vorbildes meiner Mutter - abrupt steigern. Jedenfalls legte sie ihren Ehering bei irgendeiner Gelegenheit einmal ab, und ich wurde des schimmernden Batzens gewahr. Wie im Statusmärchen vom Hans im Glück bemächtigte ich mich seiner und wollte vermutlich dem Gang der Grimm'schen Legende in einer Variation weiter folgen. Wegen der noch fehlenden chemischen Ausbildung des Vierjährigen musste der Kleine zudem erst einmal praktisch prüfen, ob das Edelmetall einen Geschmack hat. Flupps, steckte es im Mund. Da sich jedoch die neugierige Zunge darin sogleich verhakte, gewann erst einmal die Mechanik den Vorrang, und die Chemie wurde nach hinten verdrängt, wo sie sowieso hin gehört. Erst als das Lutschen und die sonstigen Zungen-Ringspiele langweilig wurden, kam es zum Versuch einer Vollendung

der Forschermission. Der Ring gelangte nach einigen Salti und sonstigen verschlungenen Wegen - auf jeden Fall viel zu schnell - in den Hals. Dort, wo sich die Schläuche kreuzen, die zum Magen bzw. zur Lunge führen, kam das mysteriöse Stück, das angeblich bereits die Nibelungen faszinierte, naturgemäß zum vorläufigen Stillstand. Bis dorthin fand ich die Sache auch noch ganz lustig, doch plötzlich legte sich der Ring gemäß physikalisch-mechanischer Bestimmung quer. Was das an dieser Engstelle der ohnehin konkurrierenden Transportwege von Luft und Nahrung bedeutet, kann man nur nachträglich biologisch analysieren.

Für mich bedeutete die Situation vor Schreck und aus eben diesen naheliegenden pneumatischen Gründen erst einmal de facto Atemstillstand, obgleich sich doch im Inneren der Goldkonstruktion jenes eigentlich nutzdienliche Loch auftat. Dieses war jedoch im gegebenen Fall völlig unbrauchbar, weil die goldene Peripherie ausgerechnet den entscheidenden Luftweg zur Lunge versperrte. Zum Glück bestand damals zwischen de facto und Faktum ein gewisser spaltartiger Unterschied, so dass ich doch noch unartikulierte Geräusche von mir geben konnte. Meine Mutter, die - was mich betraf - ohnehin stets mit dem Schlimmsten rechnen musste, war so hellhörig, diese sofort als lebensbedrohlich zu erkennen. Ob sie den Ring vermisste, weiß ich nicht. Aber ihre lauten Hilfeschreie erreichten das Ohr vom Schutzengel Villem Jirman im Nachbarhaus, in das sie mich röchelndes Elend - einer unglaublichen Eingebung folgend - schnellstens bugsierte. Ich hatte derweil alle menschlichen Farben gewechselt und befand mich wahrscheinlich bereits mit einem Bein im Jenseits. Allerdings - und von wegen sonstige Lichtphänomene beim Sterben (!) - ich sehe deutlich die zahlreichen Jirman's ratlos um mich herum stehen. Fast alle hatten schon zahnarztartig in meinen Rachen geschaut und „pläkten“ sich gegenseitig nach Werkzeugen an. Also hatten sie den Schatz gefunden und wussten nur nicht, wie er zu heben war.

Da kam Vilem ...  
und schaute auch hinein.

Dann stieß der sogleich geistesgegenwärtig seinen gestreckten Zeigefinger in meine „*Gurgel*“, dass mir Hören, Sehen und jegliche sonstige Erinnerung vergingen. Auch der Atem stand sofort und endgültig still. (Auf den ersten Stufen der Himmelsleiter kam es nun doch zur Vorsehung unserer künftigen Weihnachtsgans, siehe Abschnitt Hänschen und die kleinen Tiere. Auch sah ich möglicherweise voraus, dass ich einst mit der Tuba über eine Minute lang den Ton halten und unter Wasser achtzig Meter ohne Atemhilfsmittel schwimmend zurücklegen würde. Sodann meldete sich auch noch dieser Wahnsinn im Paternoster! Alle diese Luftmangel-Phänomene fanden in Wirklichkeit später statt und sind auch Teil meiner Memoiren geworden.) Im richtigen Leben dagegen wieder angekommen, öffnete ich damals in Gesiniec die Augen ... und sah verduzt - von allem Übel befreit und wie ein Pfarrer bei der Trauung in der Kirche - auf den beringten Finger ... des triumphierenden Vilem Jirman, meinem Lebensretter.

Ich hatte also im Schnellverfahren gelernt, lange Zeit mit wenig Luft auszukommen. Dies ist eine durchaus positive Seite des Ereignisses im frühen Kindesalter. Man könnte allerdings abergläubisch auch an höhere Bestimmung denken, wenn man - wie bereits in der „Vorsehung“ angedeutet - den weiteren Gang meiner Dinge bedenkt. Im Schicksalsjahr 1990 der ganzen deutschen Nation wohnte ich, 49jährig, im weltberühmten Karl-Marx-Stadt (das soeben wieder seinen angestammten tristen Namen Chemnitz zurück forderte) und trat selbst als Noch-DDR-Bürger gerade erst mutig ins Zeitalter der Personalcomputer ein. Nur ein Computertisch fehlte. Da erfuhr ich, dass im einstigen Sitz der Firma Robotron, dem Heiligen Gral der gestrandeten DDR-Rechnerindustrie, solche Möbel massenweise im Müll entsorgt würden. Da

machte ich mich sofort auf den Weg. Man gelangte mit dem Paternoster in die oberen Stockwerke des „Blauen Wunders“ an der heute so genannten Zentralhaltestelle. Ich schnappte mir eines der einst so begehrten, jetzt ausgemusterten, quaderförmigen Stahlrohrgebilde (also geschweißtes Gestell ohne Tischplatte) auf Rädern ... und überlegte nicht lange, wie ich mit der schweren Beute nach unten komme. Der Paternoster kam spontan ins Spiel ... o weh!

Dieser Endlosaufzug bringt ja schon beim Einstieg zur Fahrt nach oben das Blut in Wallung. Wann setzt Du den Fuß rechtzeitig hinein? Nach unten oder eher ein wenig nach oben? Viele gehen der heiklen Sache daher lieber aus dem Weg und benutzen die Treppe. Andere, Hypnotisierte, springen oder stürzen „sicherheitshalber“ einen halben Meter hinab in das Fahrzeug, ohne wirklich das gegenläufige Aufsteigen zu beachten. Das Ergebnis ist dann meistens eine überharte Landung und ein Getöse im Gebälk, so dass man als Mitfahrer in den vibrierenden Kabinen drunter oder drüber - in denen es doch sonst so still zugeht - den Eindruck gewinnt, dem Absturz nahe zu sein.

Egal wie, die Kabine ist immer in Fahrt, und man gerät in eine dumpfe Aufregung. Andererseits geht von der gleichmäßigen, souveränen Bewegung eine gewisse faszinierende Eleganz aus, wie ich meine. An diesem Tag packte ich jedenfalls das ungetüme Tischskelett und hüpfte rückwärts in diesen Schacht mit absteigendem Boden!! Niemand nahm übrigens Notiz davon. In den nächsten Augenblicken spielte sich allerdings ein furchtbares Drama ab.

Es bewegt sich bekanntlich die Kante der Einstiegsöffnung im Gegenzug scheinbar nach oben. Dies und die Tatsache, dass sich die Räder meines Möbels irgendwie darin verhakten, wurde mir im wahrsten Sinne des Wortes (beinahe) zum Verhängnis. Der Quader in meinen Armen kreiste jetzt sozusagen um diese

Achse. Dadurch kam die Diagonale des guten Stückes, die allerdings nicht auf Paternoster-Kabinen ausgelegt war (oder eben gerade so), bedrohlich auf mich zu. In meiner spontan aufkeimenden Todesangst übersah ich einiges von fundamentaler Bedeutung in so einer Situation: Ich hätte mich sofort auf den Boden fallen lassen müssen! Stattdessen hielt ich meine Beute fest und wurde nun von gnadenlosen Mechanismen in den nächsten 3 bis 4 Sekunden verurteilt, arrestiert ... und sollte auch noch guillotinish hingerrichtet werden.

Das kräftige rechteckige Rohr am Diagonalenende der abrollenden Konstruktion wollte sich zunächst in mein Gesicht bohren, weshalb ich mich geistesgegenwärtig noch auf die Zehenspitzen stellte. Kein Problem für die Exekutive: Man schrammte hart am Kinn vorbei und zielte nun auf den Adamsapfel. Du hast noch 0,3 Sekunden Zeit (!), hieß die Warnung aus meiner Biozentrale. Der Rücken tastete rasend schnell die Nachgiebigkeit der hinteren Kabinenwand ab. Ihr diesbezüglich leider völlig hoffnungsloser Zustand ging in den nächsten Millisekunden bei mir in eine Art von erwartungsvoller Körperstarre über. Meine Sinne hatten also hinzunehmen, dass nicht der Erstickungstod, sondern ein stumpfes Köpfen angesagt war. (Komisch, ich dachte zunächst nicht über mein Leben, sondern über die Maschinenkräfte nach.) Trotzdem ging es - während der knirschende Adamsapfel fast zur Zwetschke deformiert wurde - in der Realität zunächst an die Luft .. und da erinnerte ich mich an Hussinetz und so, es defilierten die Weihnachtsgans, die Tuba, das Wasser ... und ich dachte an meinen einstigen Lebensretter.

Und das war´s!

Vilem, der zwischenzeitliche wirkliche Engel, rettete mich doch tatsächlich nun auch noch aus dieser aussichtslosen Lage, indem er die Toleranzen der ganzen Kabinenführung im Fahrstuhlschacht zu meinen Gunsten ausnutzte. Mehr Länge konnte der ansonsten gnadenlose Executer (die Tisch-Diagonale) einfach nicht

aufbieten. Auch löste sich jetzt gemäß neuer Winkellage plötzlich die Verhakung, und ... ich hatte die Situation bei Ankunft im Erdgeschoss wieder vollständig im Griff, keine Frage, dank Vilem Jirman, dem Beschützer!

Hinweis: Sie befinden sich in der Homepage [www.drhdl.de](http://www.drhdl.de) von Hans-Dieter Langer, wo noch so manche Hussinetzer Geschichte und vieles andere mehr auf Sie warten.